

Die Uhr des Großvaters.

Erzählung

von

F. Meister.

(Fortsetzung u. Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Die Geschichte des Bürgermeisters, an die er sich jetzt wieder erinnerte, belustigte den Kanzleirath ungemein, bald aber waren seine Gedanken in Wiesenburg, wo sein Sohn, der Abgott seines liebevollen Herzens, die Nacht beim Gelage, beim Trunk und vielleicht gar beim Spiel verbrachte. Er gedachte der Sorgen, die seines Sohnes Thun und Treiben, sein fragwürdiger Umgang, seine zunehmende Eigenwilligkeit über sein graues Haupt gebracht, und er sah wieder den Ausdruck finsteren, rebellischen Trotzes auf dem jugendlichen Antlitz, der ihn vor wenig Stunden erst so schmerzlich erschreckt hatte.

„Es geht auf die Dauer nicht gut," sagte er zu sich selber; „will doch einmal sehen, wie's in seinem Zimmer aussieht."

Er nahm die Lampe und stieg die Treppe hinauf zu dem kleinen Giebelzimmer, welches die Mutter vor Jahren dem heranwachsenden Sohne eingeräumt hatte. Schrank und Kommodenkasten standen weit geöffnet, ein Mangel an Ordnung, der den gewissenhaften und systematischen Kassirer schon unangenehm berührte. Er suchte in der Kommode und fand zunächst seinen eigenen Pistolenkasten, sah aber beim Oeffnen, daß derselbe leer war. Hatte Johannes die Waffen etwa mitgenommen?

Als er noch weiter in dem Kommodenkasten herumtastete, kam ihm eine lederüberzogene Flasche in den Griff. Er schraubte den zinnernen Deckel ab und roch hinein.

„Cognac! So wahr ich lebe! Sieh' einmal Einer an, und noch dazu ein ganz vorzüglicher, wie es scheint! Hm, hm." Er roch noch einmal, dann setzte er die Flasche an den Mund und that einen tüchtigen Zug. Behaglich schmunzelte er, einen so guten Tropfen hatte er lange nicht gekostet. „Der Teufelsjunge hat wirklich Geschmack," brummte er. Noch ein zweiter Schluck folgte dem ersten. Dann verließ er das Zimmer seines Sohnes in ganz anderer Stimmung, wie er es betreten.

Als er wieder unten im Wohnzimmer angelangt war, fiel ihm plötzlich des Bürgermeisters „Räubergeschichte" wieder ein. Ha, ha! Sie sollten nur kommen! Er wollte schon fertig werden mit ihnen.

Dann wurde ihm der Kopf etwas schwer von dem ungewohnten starken Getränke und er fühlte sich müde. Nach wenigen Minuten hatte er die Thüren verschlossen, die Fensterladen zugeriegelt und wollte sich eben in's Bett legen, als ihn ein leises Klingeln der Thürglocke aufhorchen ließ. Rasch ging er hinaus. Es war seine Frau, die zurückkehrte. Schon auf dem Hausflur begann sie zu erzählen, daß der Apotheker bereits vor mehreren Tagen zur Pflege seiner Frau eine barmherzige Schwester bestellt habe, die endlich heute Abend unerwartet eingetroffen sei, so daß sie selber nur zwei Stunden bei der Kranken zugebracht habe.

Christian Wächter wollte beim Auskleiden noch seiner Frau des Bürgermeisters komische „Räubergeschichte" erzählen, unterließ es aber denn doch lieber, er wollte die Aengstliche keinenfalls unnöthig beunruhigen.

Bald schliefen die beiden Gatten ruhig dem nächsten Morgen entgegen.

2.

Zwei Uhr. Summend verhallten die Glockenschläge der alten Kirchthurmuhr in der schweigenden Juninacht. Der Kassirer legte sich eben auf die andere Seite, als er plötzlich ein kaltes Eisen an seiner Stirn fühlte und in der Finsterniß einen Mann neben seinem Bette stehen sah.

„Kein Wort, oder Sie sind des Todes!"

Ungeachtet des Wirbelsturms, der ihm jäh das Gehirn durchbrauste, entging es ihm nicht, daß die Stimme eine ihm gänzlich fremde war. Er wendete die Augen zu seinem Weibe



Nikolai Karlowitsch v. Giers, russischer Minister des Auswärtigen. (S. 307)

hinüber und sah, daß auch bei ihr ein Mann mit angeschlagenem Revolver stand. Er fühlte instinktiv, daß sie mit ihm zugleich erwacht war, und auch, daß sie jetzt mit Fassung dem Unvermeidlichen entgegensah. Am Fenster stand eine dritte dunkle Gestalt.

„Hören Sie aufmerksam zu," sagte dieselbe kühle, feste Stimme leise, aber deutlich. „Es wird Ihnen kein Haar gekrümmt werden, wenn Sie schnell und gehorsam Ordre pariren. Beim geringsten Laut aber und bei der geringsten unnöthigen Bewegung sind Sie des Todes. Die Dame hat einfach still zu liegen, und da wir sie an's Bett binden und ihr den Mund verstopfen werden, so kann ihr das nicht schwer fallen. Sie dagegen stehen auf, kleiden sich an und gehen mit uns in die Bank. Die Schlüssel habe ich bereits in der Tasche. Nummer Drei, mach' Licht, damit der Herr nicht erst lange nach seinem Zeug zu suchen braucht."

Der mit „Nummer Drei" Angeredete trat geräuschlos vom Fenster in die Mitte der Stube und setzte ein Streichhölzchen in Brand. Beim Aufleuchten der schwachen Flamme gewahrte der Kanzleirath, daß seine Besucher schwarze Masken, Filzschuhe und kurze Mäntel von dünnem, schwarzem Stoff trugen. Er lag ohne sich zu rühren, denn er fühlte die Mündung des Revolvers noch immer an seiner Schläfe. Da glitt unter der Bettdecke die Hand seiner Frau heran und drückte krampfhaft seine Finger.

In den langen Jahren seiner Ehe hatte er gelernt, fast alle Gedanken und Empfindungen der treuen Gefährtin zu verstehen, auch wenn dieselbe kein Wort zu ihm redete, und so entnahm er aus diesem Händedruck, daß noch etwas Anderes, noch etwas Außerordentlicheres ihr Herz bewegte, als der Schrecken des Augenblickes und als der Wunsch, ihm Muth, Trost und Festigkeit einzuflößen. Unwillkürlich und ohne der Drohung des Räubers zu achten, wendete er das Gesicht seiner Frau zu, und in ihren Blicken und in der Richtung, die dieselben seinem Auge gaben, sah er den Grund ihrer zitternden Erregung.

Der Maskirte, dem der Auftrag geworden war, Licht zu machen, hatte beim Anstreichen des Zündhölzchens den Mantel auf einer Seite zurückgeschoben und unter demselben funkelte die alterthümliche goldene Uhrkette, die Christian Wächter schon als kleines Kind bewundert und in seinen Händen gewogen hatte; deutlich erkannte er den seltsam geformten Uhrschlüssel, die schweren Petschafte und den Ring seiner Mutter, Alles genau so, wie er es wenige Stunden zuvor noch an der Brust seines Sohnes Johannes gesehen. Dann fiel der Mantel wieder darüber.

Wie vor dem inneren Auge des Ertrinkenden die Ereignisse eines ganzen Lebens in wenigen Momenten vorüberziehen, so gedachte auch Christian Wächter in diesem Augenblick des höchsten Schmerzes aller jener vorbedeutenden Anzeichen, die er an seinem Knaben beobachtet hatte: wie derselbe vergeblich Geld verlangt und wie er deswegen in Zorn gerathen war; wie er mit Vorliebe unpassenden und schlechten Umgang pflegte; wie er so mangelhafte Gründe für sein beabsichtigtes nächtliches Ausbleiben angeführt, und wie er zu dem angeblichen Geburtstagsfest die Pistolen mitgenommen.

Einen Trost indeß hatte der arme Vater selbst in diesem fürchterlichen Augenblick: die Mutter hatte zwar gesehen, daß ihr Sohn Mitglied einer Einbrecherbande war, und daß derselbe ein theilnahmsloser Zeuge gewesen, als man Diejenigen, die ihm das Leben gegeben, mit einem blutigen Tode bedrohte; aber sie hatte noch keine Ahnung davon, daß er, der eigene Vater, ihn nun in die Hände der Gerechtigkeit liefern und der Schande und einer Strafe überantworten sollte, die noch schlimmer war als der Tod.

Der Mann, der bisher gesprochen hatte, nöthigte nunmehr den Kanzleirath zum Verlassen des Bettes, und half dem Bebenden, beim Scheine einer inzwischen angezündeten kleinen Kerze einige Kleidungsstücke anzulegen. Während derselben Zeit wurde Frau Wächter von dem Anderen mit Schnelligkeit und großem Geschick in der angegebenen Weise gefesselt; der Einbrecher benahm sich dabei so rücksichtsvoll als möglich. „Nummer Drei" stand unbeweglich an dem auf den Hof hinausgehenden Fenster.

„Vorwärts jetzt!" sagte der Wortführer zu dem alten Herrn. „Wir haben keine Zeit, hier noch länger auf Sie zu warten."

Nach einem letzten Austausch beredter, schmerzensvoller Blicke mit seinem Weibe, ließ Christian Wächter sich aus dem Zimmer und aus dem Hause führen. Einer der Männer schritt durch Nebel und Finsterniß voran, der Zweite hielt ihn am Arme und ging dicht an seiner Seite, und der Dritte folgte, nachdem er das Licht ausgelöscht und das Haus verschlossen hatte, in geringer Entfernung. Keiner ihrer Tritte verursachte das mindeste Geräusch, da man dem Gefangenen nicht erlaubt hatte, die Stiefel anzuziehen.

Als man in der Nähe des Bankgebäudes angelangt war, sagte der Anführer: „Sie sind ein verständiger Mann, Herr Kassirer. Wenn Sie uns nun den eisernen Schrank prompt und wie sich's gehört aufschließen, so soll Ihnen nichts zu Leide geschehen; suchen Sie aber die Sache zu vertrödeln, so daß wir dadurch Zeit verlieren, so schneide ich Ihnen hier mit diesem Messer den Hals ab. Das habe ich geschworen, und kein Teufel soll mich daran hindern. — Vorwärts, Nummer Drei, mach' die Thüre auf, damit wir fertig werden!"

Nummer Drei trat vor und that wie ihm geheißen; als er den Schlüssel aus der Tasche zog, glaubte der Kanzleirath zum zweiten Male die Uhrkette zu sehen, die er unter tausend anderen auf den ersten Blick erkannt haben würde.

Der große Thürflügel schwang nach innen. Dem alten Manne stockte das Blut, die Aufregung drohte, ihn zu ersticken. Kein Laut verrieth die Nähe Wendel's. Wie hoffte, wie fürchtete Wächter jetzt zugleich, daß der Bürgermeister mit seinen Leuten kommen werde! Alle Vier traten hinein in die finstere Vorhalle, aber noch ehe die Thüre wieder zugemacht werden konnte, erscholl plötzlich ein lauter, triumphirender Schrei, dann kam ein Getrappel schwerer Tritte, ein Angstruf, das blendende Licht einer Laterne, die gleich darauf klirrend zertrümmert wurde, dann ein heftiges Getümmel, einzelne dumpfe Schläge und schließlich ein Schuß.

Christian Wächter ist später nie im Stande gewesen, die Ereignisse jener schrecklichen Minute, während welcher er seine Sinne nur theilweise zu seiner Verfügung hatte, auch nur annähernd zu beschreiben. Er nahm an dem Kampfe keinerlei Antheil, es war ihm vielmehr, als würde er einfach zur Thüre hinaus gedrängt; dann, als der Tumult drinnen zu Ende war, kam der Bürgermeister eilig und athemlos heraus, eine der vermummten Gestalten mit sich schleppend.

„Räthchen," sagte er keuchend, „Sie müssen hier ein wenig mit helfen. Wir haben die Schufte fest, meine Leute halten die beiden Großen drinnen in die Ecke gedrückt. Nehmen Sie den Burschen hier auf zwei Minuten in Verwahrung, bis ich die Anderen gebunden habe. Hier, packen Sie ihn so am Genick und halten Sie ihm den Revolver hier an's Ohr. So. Nun wird er ganz artig sein."

Dann rannte er wieder zurück in das Gebäude, und gleich darauf verkündete der aus der Thüre fallende Lichtschein, daß er seine zerbrochene Laterne wieder angezündet hatte.

Christian Wächter hielt mit der Linken den Kragen seines Gefangenen und mit der Rechten den Revolver, den der Bürgermeister ihm in die Hand gedrückt hatte. Der Räuber hatte alle Fassung verloren; er weinte und schluchzte und bebte am ganzen Leibe, und machte nicht den geringsten Versuch, sich dem schwachen Griffe des alten Mannes zu entwinden.

„Johannes," murmelte dieser, indem er seine Lippen ganz nahe an das Ohr der maskirten Gestalt brachte, „ich habe Dich erkannt."

Der Angeredete schluchzte laut auf. Der Kassirer aber fuhr fort: „Der Bürgermeister weiß nicht, wer Du bist. Mach', daß Du fortkommst. Ich werde in die Luft schießen. Lauf' zu eurem Wagen, Du kannst den Kurierzug in Merkersbach noch erreichen. Ich weiß nicht, ob Du Geld hast, wenn nicht, dann sei das Schicksal Dir gnädig! Es möge Dich auch auf den Weg der Reue und Besserung führen."

Der junge Räuber ergriff die Hand, die ihn losgelassen, und drückte einen Kuß darauf. Dann sagte er leise einige Worte, die unverständlich blieben, und drückte dem Kassirer im Davoneilen eine kalte, bewegliche, metallische Masse in die Hand, die dieser instinktiv als die Uhr und die Kette des seligen Kriegsraths erkannte. Er hatte noch Geistesgegenwart genug, das Empfangene in seine Tasche zu schieben, dann feuerte er einige Schüsse des Revolvers in die Nacht hinaus, und gleich darauf hörte er das Geräusch eines eiligst davonrasselnden Fuhrwerks. Im Nu war der Bürgermeister an seiner Seite.

„Teufel noch einmal! Hat er sich losgerissen? Warum haben Sie mich denn nicht rechtzeitig gerufen?"

„Mir wird unwohl, Bürgermeister. Ich bitte Sie um Gottes willen, laufen Sie zu meiner Frau, binden Sie sie los und sagen Sie ihr, daß Alles gut ist! Sie hat die Schüsse gehört und stirbt nun vor Angst!"

Nach diesen Worten sank der alte Kassirer ohnmächtig zusammen, und nur der starke Arm des Bürgermeisters bewahrte ihn vor einem schweren Falle.

3.

Christian Wächter stand am Bette seiner Frau. Er neigte sein graues Haupt und drückte einen Kuß des Schmerzes und des herzlichen Mitleids auf die welke Wange der treuen Gefährtin seines Lebens und ließ eine heiße Thräne auf der Stelle zurück.

„Er ist davongekommen," sagte er, „und mit dem Fuhrwerk der — Leute auf dem Wege nach Merkersbach. Dort trifft um fünf Uhr der Wiener Kurierzug ein."

„Werden sie ihn auch nicht einholen?"

„Das glaube ich nicht. Er hat einen großen Vorsprung und er weiß, was auf dem Spiele steht."

Die alte Frau brach in einen Thränenstrom aus, denn jetzt endlich schwand all' ihre Standhaftigkeit dahin. Hand in Hand und ohne ein Wort zu sprechen saß das gebeugte Paar in seinen Schmerz versunken, bis der neue Tag anbrach, der vielleicht neue Angst und neue Noth mit sich brachte.

Und jetzt erst gedachte der Kanzleirath der Uhr, die er von dem Flüchtling erhalten und die er in seine Tasche geschoben hatte. Er zog sie hervor.

„Die gab er mir noch," sagte er leise und schluchzend, „und dann küßte er mir die Hand . . ."

Die Mutter nahm das Kleinod und drückte es an ihr Herz.

Da wurde die Hausthüre hastig geöffnet, und ein schneller Schritt kam über den Hausflur heran.

Die alte Frau verbarg die Uhr in der nächsten Schublade und fragte dann mit schreckensbleichem Antlitz: „Was sollen wir sagen, wenn —“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Kanzeirath. „Der Himmel wird uns das Richtige eingeben.“

Die Thüre ging auf und — Johannes trat herein, mit frischem, heiterem Antlitz und mit vom schnellen Laufen gerötheten Wangen.

„Was ist denn hier bei euch in Rittershagen passirt, Vater?“ rief er eifrig. „Und was bedeutet denn der Menschenauflauf da unten bei der Bank? Der Bürgermeister, der auf der Chaussee wie toll an mir vorüberfuhr, schrie mir etwas von Räubern und Einbrechern zu, was ich aber nicht verstanden habe. — Ihr habt mich so früh wohl nicht zurück erwartet, wie? Wir haben beim Inspektor einen recht gemüthlichen Abend verlebt und dann hat er anspannen und uns herüberfahren lassen. Doch vor Allem, lieber Vater, muß ich Dich wegen meines gestrigen Betragens um Verzeihung bitten. Ich habe mich schwer gegen Dich vergangen, aber es soll nicht wieder vorkommen. Wahrhaftig nicht! Und nun bist Du wieder mein lieber, guter Vater, nicht wahr? — Aber Mutter, beste Mutter! Ist Dir's denn wirklich so sehr nahe gegangen?“

Frau Wächter hing an ihres Sohnes Halse und weinte, wie sie während der ganzen Nacht noch nicht geweint hatte. Der Kassirer aber, der diese neue Sachlage noch gar nicht klar zu erfassen vermochte, fuhr sich langsam mit der Hand über Stirn und Augen. Dann sagte er dumpf: „Johannes, wo ist Deines Großvaters Taschenuhr?“

„Da hast Du's also doch schon gemerkt? Ich hoffte sie mir wiederzuholen, ehe Du sie vermißtest, und zwar gleich heute Vormittag noch. Ich war, wie Du ja weißt, gestern Abend ganz wild und außer mir; Johannes Frey bot mir zweihundert Mark für Uhr und Kette, da gab ich sie ihm hin, weil er sie erst untersuchen und abschätzen lassen und mir heute Mittag Bescheid ertheilen wollte. Meine Pistolen habe ich ihm auch verkauft, ich war, wie gesagt, ganz unsinnig, weil Du mir kein Geld zum Schützenfeste geben wolltest. Aber schon auf dem Wege nach Wiesenburg fiel mir Alles schwer auf die Seele, ich mußte mich aber bis heute gedulden, da Hans Frey wortbrüchig geworden und nicht mit hinaus gekommen ist.“

„Johannes Frey?“ rief der Kanzleirath und faltete die Hände.

„Aber nun erzählt mir doch, was sich über Nacht hier zugetragen hat,“ bat der Jüngling ungeduldig, „sonst laufe ich hinaus und erkundige mich bei den Nachbarn darnach.“

Statt aller Antwort aber legte der Vater seine Hände auf die Schultern des Sohnes und küßte ihn auf Wangen und Mund. Dann nahm er die Uhr aus ihrem Versteck und legte sie ihm an, und nur seine offenbare tiefe Bewegung verhinderte Johannes an einem lauten Ruf des Erstaunens.

„Wir haben Dir viel zu erzählen, mein Sohn, und wenn wir damit fertig sind, dann wirst Du wahrscheinlich meinen, daß Du uns mehr zu verzeihen hättest, als wir Dir.“

— — — — — — — — — — —

Trotz aller Telegramme und polizeilichen Maßnahmen blieb der flüchtige Einbrecher verschwunden. Man hat nie wieder etwas von Johannes Frey in seiner Heimath gehört.

Der Bürgermeister aber tröstete sich bald über den Verlust dieses einen Gefangenen, da die anderen sich als zwei der gefährlichsten und berüchtigtsten Einbrecher der Hauptstadt entpuppten, die in den Kreisen der Kriminalpolizei und der Verbrecherwelt wohl bekannt waren.

Johannes Wächter ging in jenem Sommer nicht zum Schützenfest nach Merkersbach, auch im nächsten Sommer nicht. Drei Jahre später aber führte er die hübsche Tochter des Wiesenburger Schloßpredigers als Frau Revierförsterin in sein nicht weit von Rittershagen gelegenes Heim.

Die Uhr des Großvaters aber, des alten Lützowers, zeigte er seinen Kindern stets als sein werthvollstes Kleinod.

Nikolai Karlowitsch v. Giers.

(Mit Porträt auf Seite 305.)

Der russische Minister des Auswärtigen, Nikolai Karlowitsch v. Giers, dessen Porträt wir auf S. 305 bringen, ist 1820 geboren und 1838 zu St. Petersburg in den diplomatischen Dienst getreten. Beim Beginn des ungarischen Feldzuges von 1848 bis 1849 wurde er als diplomatischer Agent dem russischen Hauptquartier des Generals Lüders beigegeben und ging dann als Botschaftsrath nach Konstantinopel. Während des Krimkrieges fungirte er als Kanzleichef des russischen Generalkommissärs für die Moldau und Wallachei und ward 1858 als russischer Generalkonsul nach Egypten, 1859 in gleicher Eigenschaft nach Bukarest geschickt. Dann stand er den Gesandtschaften in Teheran und Bern vor und wurde 1872 zum Vertreter Rußlands in Stockholm ernannt. In dieser Stellung leistete er so Tüchtiges, daß der Reichskanzler Fürst Gortschakow ihn zunächst zum Direktor des asiatischen Departements und dann zum Ministergehilfen ernannte. Da sich Gortschakow seit 1879 thatsächlich mehr und mehr von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurückzog, leitete Giers dieselben, doch zunächst noch ohne maßgebenden Einfluß. Erst nach seiner wirklichen Ernennung zum Minister des Auswärtigen im April 1882 erlangte Giers die ausschließliche Leitung der russischen auswärtigen Politik, die er seither in friedlichen Bahnen zu halten bemüht gewesen ist, obgleich diesem Bemühen mancherlei Gegenströmungen entgegenarbeiten.

Die Pariser Weltausstellung.

(Mit Bild auf Seite 308 und 309.)

Die Bauten und Anlagen der am 6. Mai eröffneten Pariser Weltausstellung erstrecken sich über vier große Räume: das Marsfeld, dem gegenüber am anderen Seineufer liegenden Trocadero, die Esplanade der Invaliden und den Marsfeld und Esplanade verbindenden Quai d'Orsay am linken Seineufer. Die ganze Fläche ist ungefähr 70 Hektaren groß, um 20 Hektaren größer als im Jahre 1878. Auf unserer aus der Vogelschau aufgenommenen Ansicht Seite 308 und 309 gewahren wir rechts unten den für die Weltausstellung von 1878 errichteten Trocaderopalast, in dessen großem Festsaale während der Ausstellung Konzerte stattfinden, während in dem rings sich ausdehnenden Parke und den Anlagen die Gartenbauausstellung untergebracht ist. Ueber die Seine führt die Jenabrücke nach dem Marsfelde herüber, das den Mittelpunkt der Ausstellung bildet und auf dem sich die Hauptbauten erheben. Unmittelbar vor der Militärschule, also am weitesten nach links auf unserer Ansicht, zieht sich die auf derselben nur zum Theil sichtbare riesige Maschinenhalle quer über die ganze Breite des Marsfeldes. Gleich vor derselben liegt der eigentliche Ausstellungspalast für die Erzeugnisse der verschiedenen Industrien mit einem monumentalen Dom über dem Haupteingang, und rechts und links an diesen Industriepalast schließen sich nun die beiden auf den Seiten vorspringenden Paläste der schönen und der freien Künste. In dem inneren Viereck zwischen diesen Bauten liegen inmitten schöner Gartenanlagen die beiden Pavillons der Stadt Paris, während den Alles beherrschenden Mittelpunkt des nach der Seine zu davorliegenden Platzes mit seinen zahlreichen Pavillons der fremden Länder u. s. w. der 300 Meter hohe Eiffelthurm bildet. Am Eingange zum Marsfeld, rechts und links von der Jenabrücke, haben wir die „Geschichte der menschlichen Wohnungen“ des berühmten Architekten Garnier vor uns, eine Reihe von Bauten, welche die Entwickelung unserer Wohnstätten von der Höhle des Troglodyten bis zu den modernen Wohnhäusern veranschaulichen. Von der Jenabrücke nach unten links zieht sich nun auf unserem Bilde der Quai d'Orsay hin, auf dem großartige Hallen für die Ausstellung der See- und Flußfischerei, sowie Gallerien für die verschiedenen Gruppen der Landwirthschaft und für die Nahrungsmittel errichtet sind. Ueber den Quai führt eine schmalspurige Eisenbahn (System Decauville) nach der auf unserer Ansicht nicht mehr sichtbaren Esplanade der Invaliden, welche die Ausstellungen der Kolonien, der Unterrichtsverwaltung und des Post- und Telegraphenwesens umfaßt.

Ein Diplomatenstück.

Erzählung

von

J. O. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Am 30. März 1814 hatte sich Paris ergeben, und am 31. zogen die Truppen der alliirten Mächte ein. Eine provisorische Regierung wurde gebildet, deren Seele der berühmte Diplomat und Intrigant Talleyrand war.

Napoleon hatte sich mit dem Reste der ihm treugebliebenen Truppen nach Fontainebleau zurückgezogen. Alle Diejenigen, die er groß und mächtig gemacht, fielen von ihm ab. Diese Minister, Marschälle, Generale hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich mit den neuen Machthabern gut zu stellen, sich den Verrath möglichst theuer bezahlen zu lassen. Wußten sie doch, daß die Zurückberufung der Bourbonen, von Talleyrand schon längst eingefädelt, eine beschlossene Sache war.

Dieselben Pariser Zeitungen, welche noch kurz vorher den großen Korsen als einen Halbgott gepriesen hatten, wetteiferten nun darin, ihn zu beschimpfen. Einige fanatische, königlich gesinnte Edelleute unter Anführung des Marquis Maubreuil wollten die Statue des Kaisers von der Vendômesäule stürzen mittelst eines Strickes, den sie um den Hals des Imperators schlangen, ein Unternehmen, das ihnen mißlang, denn der eherne Koloß trotzte ihnen. Jedoch erregte diese Vandalenthat ungeheures Aufsehen in Paris.

Wohlverstanden, man war nicht darüber entrüstet — oder Diejenigen, die es doch waren, wagten nur insgeheim, darüber zu zürnen — nein, man hielt dies Unternehmen für ein wohlgefälliges, das von allen königlich Gesinnten, die nun plötzlich bei der veränderten politischen Lage überall wie Pilze aus der Erde schossen, durchaus gutgeheißen und gebilligt werden müsse. Und auch nach obenhin wurde es wohlgefällig bemerkt.

Talleyrand, der gewissenlose Staatsmann, erhielt Kenntniß von dem Vorfalle und gerieth auf den Gedanken, den verwegenen Marquis, der so zeitgemäße Einfälle hatte, zur Ausführung einer finsteren That zu gebrauchen, nämlich: Napoleon aus dem Wege zu räumen. Schrien doch zu dieser Zeit in allen Straßen die exaltirten Königlichen: „Nieder mit Bonaparte! Tod dem Korsen!“ So lange Napoleon lebte, schien die Regierung Ludwig's XVIII., womit Frankreich jetzt beglückt werden sollte, nicht gesichert zu sein. Talleyrand beauftragte also seinen Sekretär und Vertrauten Roux Laborin, der den tollen Marquis genau kannte, mit Maubreuil in Verbindung zu treten.

Der Sekretär suchte sogleich den Marquis auf. Er traf ihn in einem prächtigen menschenwimmelnden Saale des Frascati, der nobelsten Spielhölle von Paris.

Ein schöner, stattlicher Kavalier von etwa dreißig Jahren lehnte da an einem Pfeiler und starrte melancholisch den nächsten Roulettetisch an. Die schwarzen Locken klebten an seiner

Stirne, und seine Augen glühten unheimlich unter den buschigen Brauen.

Armand Maubreuil Marquis v. Orvault, geboren 1784, war ein Vendéer, ein naher Verwandter des berühmten Vendéekämpfers Laroche-Jacquelin. Sein Vater, seine Brüder, im Ganzen vierunddreißig seiner Verwandten, waren in dem fürchterlichen Vendéekriege, die königliche Sache vertheidigend, von den republikanischen Patrioten niedergemetzelt worden. Doch Armand war sozusagen das Unkraut der Familie, und Unkraut vergeht bekanntlich nicht so leicht. Als die unglückliche Vendée vollständig niedergeschmettert war, nahm Maubreuil Militärdienste bei der Republik und später bei dem Kaiserreich, also seine königliche Gesinnung schnöde verleugnend. Er kämpfte als Offizier tapfer in mehreren Schlachten, besonders in Spanien, und erwarb sich das Kreuz der Ehrenlegion. Dann wurde er Stallmeister bei der Königin von Westphalen.

Der lustige König Jerome hatte auf Napoleon's Befehl die Prinzessin Katharina von Württemberg geheirathet, eine Cousine des Kaisers Alexander von Rußland. Aber die Herrlichkeit des Hofes zu Kassel war nun zu Ende, und Jerome selbst mit seinen geretteten Kostbarkeiten nach der Schweiz geflüchtet. Seine Gemahlin aber hielt sich in Paris auf, beabsichtigte jedoch, demnächst Frankreich zu verlassen und mit einem eigenhändigen Paß oder Geleitsschein ihres hohen Vetters, des an der Spitze seiner Truppen in Paris sich aufhaltenden Kaisers Alexander von Rußland, nach Deutschland und ihrer Heimath zurückzukehren. Vorher hatte sie ihren Hofstaat eingeschränkt; auch der Stallmeister Maubreuil war entlassen worden und zwar ohne Pension. Darüber war der Marquis wüthend und sann auf Rache. —

„Er hat augenscheinlich unglücklich gespielt und sein letztes Geld verloren," murmelte Roux Laborin, den Kavalier aufmerksam betrachtend. „Das trifft sich ja sehr gut."

Er berührte die Schulter des Marquis.

Dieser wandte sich um. „Ah, Sie sind's lieber Freund!" sagte er. „Welcher böse Geist führt Sie hierher?"

„Marquis, ich habe mit Ihnen etwas Geheimes von äußerster Wichtigkeit zu besprechen. Lassen Sie uns in jenes Seitenkabinet treten."

Sie gingen in das bezeichnete Kabinet.

„Können Sie mir hundert Louisd'or borgen?" fragte der Marquis.

„Sie haben Ihre Baarschaft verloren?"

„Bis auf den letzten Sou."

Die Gebäude der Pariser Weltausstellung aus der Vogelschau. (S. 307)

„Sie haben zur Zeit auch keine Anstellung?"

„Nein, ich bin aus der Armee entlassen, und die Königin von Westphalen, deren Stallmeister ich bis vor Kurzem war, hat mir schnöder Weise den Laufpaß gegeben."

„Folglich sind Sie jetzt in keiner beneidenswerthen Lage."

„Ich bin wüthend; ich möchte am liebsten mich selbst oder sonst irgend Jemand vergiften."

„Hm, wollen Sie sehr schnell Carrière machen, wollen Sie Herzog werden, Generallieutenant, Pair von Frankreich und Inhaber einer Staatsrente von 100,000 Franken jährlich?"

„Mein lieber Herr Roux Laborin, Sie haben mir früher Dienste erwiesen, die Sie dazu berechtigen, mein Freund zu sein. Aber ich sage Ihnen, ich habe nicht gern, daß man sich über mich lustig macht."

„Ich spotte durchaus nicht, theuerster Marquis. Wenn Sie einwilligen, so stehen noch heute 120,000 Franken zu Ihrer Verfügung."

„Wenn ich einwillige — in was?"

„In unsere Bedingungen."

„Soll Jemand aus dem Wege geräumt werden?"

„Sie haben es getroffen."

„Dann muß es eine sehr hochgestellte Persönlichkeit sein, sonst würden Sie nicht einen so erstaunlichen Preis bieten."

„Sie haben löblicher Weise die sehr hochgestellte Statue Napoleon's von der Vendômesäule werfen wollen —"

„Ja, ich hasse diesen Menschen, diesen Emporkömmling, diesen Notarssohn, dessen Siege ich mit erfochten und der mir mit Undank gelohnt hat. Ich hätte heutzutage ebenso gut Divisionsgeneral sein können, wie irgend ein Anderer."

„Ich stelle Ihnen Besseres in sichere Aussicht. Sie sind königlich gesinnt; Sie müssen begreifen, daß Ludwig XVIII. nicht in Ruhe wird regieren können so lange der Usurpator lebt."

„So wünsch
man ihn als
zu beseitigen —
ich verstehe. Un
ist der Mord
plan schon fer
tig, hinsichtlic
dessen Ausfül
rung man au
mich zu rechne
mir die Ehre er
weist?"

„Hören S
an: Mit de
Ihnen zur Ve
fügung zu ste
lenden 120,00
Franken werb
Sie zuverläss
kühne Leute a
am besten eh
malige Sold
ten königlich
Gesinnung,
gen wir fünf
oder sechzig. D
mit begeben S
sich nach de
Lager des Ka
sers bei Fontainebleau und bieten ihm neu
dings Ihre Dienste an. In den nächsten Tag
wird es dort zu einem letzten entscheidend
Gefecht kommen, wozu die Vorbereitungen b
reits getroffen sind. Man hat noch gezögert, a
gewissen Gründen —"

„Ich verstehe. Der Löwe ist umste

Er muß sich unter allen Umständen gefangen geben."

„Eben das wünscht man zu vermeiden. Ein solcher Gefangener ist eine schwere Last. Nur die Todten können nicht mehr lästig fallen."

„Also, was soll ich thun?"

„Im Getümmel des Gefechtes oder bei sonst passender Gelegenheit sollen Sie mit Ihren Leuten dem entthronten Usurpator nahe zu kommen suchen und —"

„Ihn niederhauen?"

„Oder erschießen, ganz wie es Ihnen am besten scheint. Wenn er nur getödtet wird, auf die Art und Weise kommt es uns gar nicht an."

Der Marquis versank in tiefes Nachsinnen.

„Entschließen Sie sich doch!" sagte ungeduldig Roux Laborin nach einer Pause.

„Ihr schmeichelhafter Vorschlag ist ja gewiß recht verführerisch," versetzte Maubreuil. „Doch welche Garantie gibt man mir, daß ich die zugesagten Belohnungen nachher auch richtig empfange?"

„Ich will Bürge sein."

„Sehr schön! Aber ich hätte doch lieber ein schriftliches Versprechen Ihres Chefs."

„Das kann nicht sein."

„Ich muß doch jedenfalls mit ihm sprechen."

„Ich habe Auftrag, Sie zum Polizeiminister Anglés zu führen, der Ihnen eine Vollmacht geben wird."

„Nun gut, wir werden ja sehen," murmelte Maubreuil. „Vorwärts! Begeben wir uns zum Polizeiminister."

Die Beiden verließen Frascati und fuhren nach dem Polizeiministerium. Anglés war dort nicht anwesend. Er sollte beim Fürsten Talleyrand sein. So fuhren die Beiden denn nach dessen Palais in der Straße St. Florentin.

Roux Laborin führte den Marquis in einen Empfangssalon und hieß ihn warten, indem er selber hinausging. Nach geraumer Zeit trat Fürst Talleyrand mit dem Sekretär ein, und nun ereignete sich eine höchst sonderbare pantomimische Scene.

Fürst Talleyrand, der das geflügelte Diplomatenwort gesprochen, daß die Sprache dazu da sei, um die Gedanken zu verbergen, sprach kein Wort mit Maubreuil, der vom Sessel aufgestanden war und sich tief verneigte.

Er lächelte ihm zu, zeigte auf Roux Laborin, winkerte mit den Augen, nickte mit dem Kopfe, machte eine bedeutungsvolle Handbewegung und verließ dann das Gemach.

„Zum Henker, was soll dies bedeuten?" fragte Maubreuil erstaunt.

„Es soll bedeuten, daß der Fürst mit Allem einverstanden ist."

„Hm, hm!" brummte der Marquis „Und die Anzahlung von 120,000 Franken?"

„Hier ist das Geld."

Roux Laborin warf einen Haufen Banknoten auf den Tisch. Es war richtig die angegebene Summe.

„Ich sehe, es ist Ernst," murmelte Maubreuil dumpf.

„Also wollen Sie das Geschäft übernehmen?"

„Ich bin dazu bereit."

Der Marquis raffte die Banknoten zusammen und steckte sie in die Tasche. Die Beiden gingen dann in ein anderes Zimmer, wo sie den Polizeiminister Anglés trafen.

„Herr Marquis," sagte er, „Sie stehen unter meinem Schutze. Ueber Ihre Mission darf nichts gesprochen werden. Was Sie brauchen, sollen Sie haben. Die Vollmacht ist schon ausgefertigt."

Er überreichte ein Dokument.

Maubreuil las: „Es wird hierdurch allen Behörden der Auftrag ertheilt, den Befehlen des Herrn v. Maubreuil unbedingt zu gehorchen und seinen Anordnungen unweigerlich Folge zu leisten, da Herr v. Maubreuil mit einer geheimen Sendung von höchster Wichtigkeit betraut ist. Der Polizeiminister: Anglés."

„Das genügt für die Civilbehörden," meinte der Marquis. „Doch ich muß erforderlichen Falles auch über die Militärbehörden verfügen können."

„Auch daran habe ich gedacht," versetzte Anglés und überreichte eine zweite, der ersten ähnliche Vollmacht, unterzeichnet von dem Kriegsminister der provisorischen Regierung, General Dupont.

Außerdem erhielt Maubreuil noch drei andere Passirscheine. Einen, unterzeichnet von dem Direktor des Postwesens, der die Post, alle Wagen und Pferde zu seiner Verfügung stellte; einen zweiten für die Befehlshaber der fremden Truppen, unterzeichnet von dem zeitweiligen Gouverneur von Paris, General v. Sacken; und noch ein drittes Certifikat, ausgestellt in deutscher und russischer Sprache, so daß er sich überall frei bewegen konnte, ohne von den fremden Kommandanten behelligt zu werden.

Armand v. Maubreuil ging fort aus der Straße St. Florentin mit den 120,000 Franken und eilte geradewegs wieder zu Frascati.

Dort versuchte er abermals das treulose Glück und verlor am Roulettetisch in wenigen Stunden die Hälfte von der großen Summe. Ganz aufgeregt rannte er nun nach einer anderen Spielhölle im Palais Royal, wo vor Mitternacht noch das Trente-et-un die anderen 60,000 Franken bis auf wenige Louisd'or verschlang.

„Verwünscht!" brummte der Marquis ingrimmig. „Nun habe ich kein Geld mehr, um die Leute anzuwerben. Was ist zu thun? Pah, ich gehe zu d'Assys; er wird mir gute Rathschläge geben."

Der genannte Herr — einer von seinen vertrautesten Freunden — war ein Kumpan von höchst zweifelhaftem Charakter. Maubreuil trat bei ihm ein und erzählte ihm Alles haarklein.

D'Assys rief erschrocken: „Du willst Napoleon erschießen? Dann mußt Du verrückt sein. In Fontainebleau hat er noch einen Rest der alten Garde um sich, welche Dich in Stücke hauen wird!"

Lachend antwortete der Marquis: „Ich habe freilich den Auftrag übernommen, doch ich denke nicht daran, der provisorischen Regierung einen solchen Gefallen zu erweisen. Nein, d'Assys, ich habe einen anderen Plan. Das Geld ist zum Kukuk! Doch sieh' diese herrlichen Vollmachten und Passirscheine; damit kann man sich ein Vermögen machen."

„Ah, Du hast Recht, lieber Freund; damit ließe sich ein genialer Streich wohl ausführen von thatkräftigen Leuten."

„Gut. Willst Du mein Partner sein?"

„Mit Vergnügen will ich Deine Vorschläge anhören und prüfen."

„Kraft meiner ausgedehnten Vollmachten ernenne ich Dich zunächst zum Regierungskommissär."

„Sehr gut! Das ist ein Amt, für welches ich die nöthige Würde zu besitzen glaube."

„Du weißt, was der Regierungskommissär Dudon kürzlich gethan hat?"

„Er hat in Blois auf Befehl der provisorischen Regierung die Kaiserin Marie Luise angehalten, ihr den Schatz Napoleon's abgenommen und die hohe Dame nach Rambouillet geleitet."

„Etwas Aehnliches wollen wir nun auch auf Grund dieser schönen Vollmachten ausführen, nur daß wir nicht für den Staat, sondern zu unserem eigenen Besten Juwelen zum Werthe einer Million und eine bedeutende Summe in Baar der amtlichen Konfiskation unterwerfen."

„Ha, ich ahne Deine Idee, Freund Maubreuil! Dein erhabener Geist führt einen Schelmenstreich gegen die Exkönigin von Westphalen im Schilde?"

„Jawohl. Sie hat mich höchst ungnädig behandelt und dafür soll sie nun büßen. Ich unterhalte noch insgeheim Verkehr mit einigen von ihren Leuten, meinen früheren Untergebenen. So habe ich denn erfahren, daß sie übermorgen nach Deutschland abreisen will und kenne genau alle ihre Reisedispositionen."

„Aber es wird ein fürchterlicher Skandal daraus entstehen, mein Lieber. Kaiser Alexander wird gewaltig in Zorn gerathen."

„Meinetwegen! Es muß dann Talleyrand's Sache und sein eifrigstes Bestreben sein, die Affaire zu vertuschen und den Skandal zu beschwichtigen. Wenn man mich verfolgt, so trete ich als Ankläger gegen die provisorische Regierung auf. Doch bin ich überzeugt, man wird es nicht wagen, mich zur Rechenschaft zu ziehen."

D'Assys fand dies sehr einleuchtend. In der That, die Umstände hatten es so gefügt, daß der geplanten großartigen Straßenräuberei der schönste amtliche Deckmantel umgehängt werden konnte.

Die beiden Hauptschelme trafen ihre Vorbereitungen. —

Am 18. April, zu früher Morgenstunde, verließ die Prinzessin Katharina von Württemberg, Exkönigin von Westphalen, Paris.

Maubreuil erwartete sie bei dem Posthause zu Fossard, einer kleinen Ortschaft an der Landstraße, nicht weit von Montereau. D'Assys war bei ihm und brüstete sich wie ein Pfau mit den Abzeichen eines Regierungskommissärs.

Der verwegene Marquis hatte auf Grund der schriftlichen Vollmacht des Kriegsministers Dupont, wodurch die Kommandanten angewiesen wurden, den Forderungen und Anordnungen Maubreuil's Folge zu leisten, eine kleine Soldatentruppe aus Montereau nach Fossard beordert, die aus einem Lieutenant und zwölf Chasseurs bestand. Diese Soldaten waren an der Landstraße als Wachtposten aufgestellt.

Als die beiden Karossen der hohen Reisenden heranrollten, gebot Maubreuil mit Donnerstimme den Kutschern: „Halt!" Dann ließ er sogleich die Wagen von den Chasseurs umringen und bewachen.

„Um Gottes willen, was fällt Ihnen denn ein, Herr v. Maubreuil?" rief unwillig und höchst erstaunt die Exkönigin, als sie ihren ehemaligen Stallmeister erkannte. „Weshalb werde ich hier angehalten? Ich reise mit einem Paß des Kaisers Alexander."

„Thut mir sehr leid, daß ich Eure Majestät inkommodiren muß, allein es geschieht auf Befehl der provisorischen Regierung, in deren Diensten ich jetzt stehe," versetzte der Marquis nicht ohne Spott. „Herr Kommissär, thun Sie, was Ihres Amtes ist!"

D'Assys trat heran. „Nehmt sämmtliche Koffer von den Wagen," gebot er den Postknechten. „Bringt sie in den Schuppen da."

„Was soll das bedeuten?" fragte die hohe Dame in äußerster Bestürzung.

„Befehl der provisorischen Regierung!" sprach d'Assys gravitätisch. „Man vermuthet, daß diese Koffer die geheimen Papiere und den Kronschatz des Königs Jerome enthalten."

„Das ist ein Irrthum, mein Herr! Diese Koffer enthalten mein Privateigenthum, meinen Schmuck und mein Geld."

„Wir werden Eurer Majestät unverzüglich zurückgeben, was der Konfiskation nicht unterliegt."

Die beiden frechen Schnapphähne ließen nun die Wagen unter Bewachung der Chasseurs auf der Landstraße stehen und begaben sich in den Schuppen des Posthauses, um das beschlagnahmte Gepäck in aller Ruhe zu durchsuchen.

Jetzt beklagte sich die Exkönigin bei dem

Lieutenant der Chasseurs, der sich ehrerbietig vor ihr verneigte, doch darauf achselzuckend versicherte, er könne durchaus nicht helfen, denn er bedaure, nicht einschreiten zu können, denn Herr v. Maubreuil habe Vollmacht vom Kriegsminister.

Die geängstigte Prinzessin ließ den Maire der Ortschaft rufen. Jedoch auch dieser erklärte, er bedaure, nicht einschreiten zu können, denn Herr v. Maubreuil habe eine Vollmacht vom Polizeiminister Anglés vorgezeigt.

Unterdessen hatten die beiden Schelme das Gepäck der hohen Reisenden gründlich durchgestöbert und zwei Koffer mit Beschlag belegt. Der eine enthielt den überaus werthvollen Juwelenschmuck, der andere die Reisekasse, 84,000 Franken in Gold. Die anderen Koffer gaben sie großmüthig zurück.

„Ha!“ rief Katharina von Württemberg, „mein Juwelenkoffer fehlt und die Kassette mit dem Gelde!“

„Im Namen und im Auftrage der provisorischen Regierung haben wir darauf Beschlag legen müssen,“ sagte Maubreuil.

„Aber das ist unglaublich, das ist eine unerhörte Nichtswürdigkeit!“ rief die Exkönigin zürnend. „Ich will sofort nach Paris zurückfahren und mich beklagen bei meinem Vetter, dem Kaiser Alexander. Er wird mir schon Genugthuung und mein Eigenthum wieder zu verschaffen wissen.“

„Es steht Eurer Majestät frei, sich zu beklagen, bei wem Sie wollen,“ sprach Maubreuil kaltblütig; „allein es steht Ihnen zu meinem Bedauern nicht frei, nach Paris zurückzukehren. Herr Lieutenant, Sie werden mit Ihrer Mannschaft die beiden Wagen der hohen Reisenden und diese selbst geleiten.“

„Bis wohin?“ fragte der Offizier kurz.

„Jedenfalls bis nach Villeneuve. Ich befehle Ihnen dies im Namen des Kriegsministers!“

Der Exkönigin von Westphalen blieb nun nichts Anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Sie reiste mit der militärischen Eskorte weiter nach Villeneuve. Von dort aus sandte sie sogleich einen Kurier mit einem energischen Beschwerdebrief an ihren hohen Verwandten.

Kaiser Alexander gerieth in den fürchterlichsten Zorn, und seinen Unwillen mußten zunächst Talleyrand und Anglés empfinden.

Diese hohen Herren waren auf's Aeußerste verblüfft. Wohl durchschauten sie sogleich den Zusammenhang der Gaunerei Maubreuil's, der, anstatt seinen Auftrag auszuführen, auf eigene Faust Geschäfte gemacht hatte. Wie sollten sie sich nun gegen diesen gefährlichen Menschen verhalten?

Maubreuil und d'Assys hatten von dem Postmeister in Fossard einen Wagen requirirt und waren nach Paris zurückgefahren. Unterwegs theilten sie den Raub, wobei, wie billig, der Löwenantheil dem Marquis zufiel. Dann trennten sie sich.

Der Vorfall wurde bekannt und erregte ungeheures Aufsehen in der Hauptstadt. D'Assys bekam Angst und wollte sich bei Zeiten aus dem Staube machen, um nach England zu flüchten. Ein Polizeiagent war ihm auf der Spur, d'Assys entschlüpfte ihm jedoch glücklich, wie, das weiß man nicht genau.

Der Marquis selbst war kühn genug, noch immer in Paris zu verweilen. Seine Tage und Nächte brachte er am Spieltische zu. Der Polizeiminister Anglés ließ ihn endlich rufen und sagte zu ihm: „Sie haben das in Sie gesetzte Vertrauen schmählich getäuscht, Ihren geheimen Auftrag nicht erfüllt, sondern einen gemeinen Straßenraub verübt, wodurch der Regierung die unangenehmste Verlegenheit bereitet wird. Sie müssen verschwinden. Fliehen Sie! Sie haben eine Stunde Zeit dazu. Nachher kann ich Sie nicht mehr vor der Verhaftung schützen.“

„Ich will mich schon selber schützen,“ versetzte Maubreuil frech. „Ein Mann wie ich läuft nicht so ohne Weiteres davon. Zunächst gehe ich zum Fürsten Talleyrand, um mit ihm die Sache zu besprechen.“

Und er begab sich mit edler Dreistigkeit zu Talleyrand. Dieser wollte ihn nicht empfangen, sondern ließ durch die Thüre hinaus sagen, daß er mit einem Straßenräuber nichts zu schaffen haben wolle. Da Maubreuil nicht gutwillig das Palais in der Straße St. Florentin verlassen wollte, so wurde er gewaltsam entfernt und eine Stunde später von Gendarmen verhaftet und in's Gefängniß geworfen.

Zweimal ließ man ihn entwischen und zweimal wurde er wieder verhaftet, wahrscheinlich, weil er sich durchaus nicht zur Ruhe geben wollte, denn sein Haß gegen Talleyrand kannte nun keine Grenzen mehr.

Endlich wurde ihm der Prozeß gemacht vor dem Zuchtpolizeigericht zu Douai. Maubreuil beschuldigte jetzt öffentlich den Fürsten Talleyrand, den Polizeiminister Anglés und den Sekretär Roux Laborin, daß sie ihn dazu gedungen hätten, Napoleon zu ermorden. Er habe scheinbar den Antrag angenommen, doch sogleich den Beschluß gefaßt, diesen politischen Mord nicht zu begehen. Die „Konfiskation“ des Eigenthums der Exkönigin von Westphalen stellte er als eine Art Mißverständniß eines anderen ihm zur Ausführung überwiesenen Auftrages dar. Den Juwelenschatz und die Kassette mit den 84,000 Franken in Gold habe er abliefern wollen, und dies nur nicht gethan, weil er nicht gewußt, wohin damit. Nachher sei ihm dann Alles ganz räthselhaft abhanden gekommen.

Talleyrand, Anglés und Roux Laborin leugneten und ließen sich keine Mühe verdrießen, um sich möglichst rein zu waschen von der unheimlichen Beschuldigung. Aber zur Unterstützung seiner Behauptungen konnte Maubreuil die von der provisorischen Regierung ihm übergebenen schriftlichen Vollmachten als im höchsten Grade belastendes Beweismaterial vorlegen. Im Publikum schenkte man daher durchweg den Angaben Maubreuil's Glauben.

Er entwischte dann nach England — oder vielmehr man ließ ihn entwischen — noch vor der Verkündigung des Urtheilsspruches, welcher ihm fünf Jahre Kerker zusprach.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Austern-Arie. — Der berühmte Komponist Rossini war bereits in seinen Jugendjahren während seines Aufenthaltes in Neapel ein arger Schlemmer. Vorzüglich für Austern schwärmte er mit echt italischer Gluth, und ein Tag ohne Austernschmaus erschien ihm als verloren. Trotz seiner bedeutenden Einnahmen, die ihm aus der Menge seiner rasch hintereinander komponirten Opern erwachsen waren, befand sich Rossini daher stets in Geldverlegenheiten und Schulden. Er machte sich indessen wenig Sorge hierüber. So war er unter Anderem einem Delikatessenhändler in der Toledostraße, dem man nachrühmte, daß er die besten Seefische und Austern in Neapel führe, mehrere hundert Dukaten nur für Austern schuldig. Dieser Austernhändler, Tacconi mit Namen, war, obwohl ein tüchtiger Kaufmann, im Uebrigen ein höchst drolliger Kauz. Er besaß die Marotte, Dichter sein zu wollen, und als er im Schweiße seines Angesichts einige kleine Lieder zu Stande gebracht, plagte er den ihn täglich der Austern wegen besuchenden Rossini unaufhörlich, dieser möge doch eines der kleinen Liedchen komponiren und in eine seiner Opern einlegen. Denn Tacconi lechzte nach Unsterblichkeit. Der Maëstro lächelte nur stets bei diesen Bitten und ließ sich die Austern wohlschmecken. Den heißesten Wunsch des poetischen Austernhändlers zu erfüllen, fiel ihm nicht im Entferntesten ein.

Da erhielt Meister Rossini eines Tages ganz unerwartet die gerichtliche Aufforderung, an den Austernhändler Tacconi die Summe von 460 Dukaten zu zahlen, welche er ihm für gelieferte Waaren schulde. Er sprang wie von der Tarantel gestochen auf. „Madonna! Ist dieser Mensch verrückt? Noch gestern gab er mir die Versicherung ewiger Freundschaft und heute verklagt er mich? Doch was ist jetzt zu machen? Das Bezahlen macht mir die wenigste Sorge, der Prozeß zieht sich doch mindestens vier Wochen hin und in dieser Zeit habe ich längst eine neue Oper fertig und Geld in Hülle und Fülle. Mein größter Kummer ist, daß ich so lange ohne seine Austern existiren soll. Es wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben, als mich an die Arbeit zu machen. Aber wo nehme ich in der Eile einen Text her? Ich will nur gleich in's Kaffeehaus, vielleicht daß ich meinen Textweber auftreibe.“ Damit eilte Rossini fort. Zum Glück traf er im Kaffeehause den Dichter Gerardini, der ihm schon früher einige Texte geliefert hatte; diesem erzählte er, was vorgefallen, und schloß: „Du mußt mir helfen, in spätestens zwei Tagen mußt Du mir ein Libretto dichten, gleichviel was für eins, komisch oder tragisch, wenn es nur drei Akte hat und den Abend füllt.“

Der Librettofabrikant ließ sich überreden und ging schleunigst „an's Geschäft“. Er wollte die Sache dem Zufalle überlassen, was dieser ihm als „Stoff“ zu dem Texte bescheeren würde. Hierzu bediente er sich eines Mittels, welches er zu gleichem Zwecke schon früher mehrmals mit Glück probirt hatte. Er besaß nämlich einen großen Kasten, angefüllt mit alten Dramen und sonstigen Bühnenstücken. Diesen öffnete er, und nachdem er den Inhalt gehörig durcheinander gerüttelt, griff er blindlings hinein und das so Gezogene mußte den Grundstoff des neu zu „Machenden“ abgeben. Das „Gezogene“ war diesmal ein altes französisches Drama in drei Akten, und schon nach anderthalb Tagen überreichte Gerardini dem Freunde den aus dem alten Drama „zusammengewirkten“ Text. Es war „Die diebische Elster“ (Gazza ladra), ein Libretto, wie es wohl kaum jemals schlechter das Licht des Tages erblickt hat. Am nächsten Morgen schon finden wir unseren Maëstro eifrig an der „Diebischen Elster“ komponirend.

„Ein schauderhafter Text!“ rief er aus, indem er die Notenköpfe dabei auf große Bogen malte. „Ein solches Libretto will ich dem ärgsten meiner Feinde nicht anwünschen. Die ganze Geschichte dreht sich um einen gestohlenen Löffel. Und solchen Blödsinn soll man in Musik setzen! Wenn ich wenigstens Austern hätte bei dieser Galgenarbeit.“ Unter Fluchen und Schimpfen auf Tacconi nahm das Komponiren seinen Fortgang.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und es zeigte sich ein Gerichtsvollzieher, begleitet von dem Austernhändler Tacconi.

„Was wünschen die Herren?“ frug Rossini barsch.

„Nur eine unbedeutende Forderung von vierhundertsechzig Dukaten für diesen Herrn einkassiren.“

„Bedaure sehr, bin nicht bei Kasse.“

„In diesem Falle habe ich leider den Befehl erhalten, Sie sofort nach dem Schuldarrest abzuführen.“

Jetzt wurde aber Rossini doch bestürzt.

„Tacconi, Freund! Ist das Ihr Ernst? Wollen Sie wirklich Ihren besten Kunden einsperren lassen?“

Der Angeredete zuckte die Achseln. Nach einer Pause sprach er jedoch: „Würden Sie mir ein paar Worte unter vier Augen vergönnen, Maëstro?“

„Warum nicht?“

„Nun, so bitte ich den Herrn Gerichtsvollzieher, uns einige Minuten allein zu lassen.“

Der Gerichtsbote ging hinaus.

„Nicht um mein Geld zu erhalten,“ begann Tacconi hierauf zu Rossini, „habe ich Sie verklagt. Im Gegentheil, ich war stolz darauf, einen so berühmten Mann zum Schuldner zu haben, und nie wäre es mir eingefallen, die Hilfe des Gerichts in Anspruch zu nehmen, wenn Sie sich, Maëstro, hätten herablassen wollen, meine so oft ausgesprochene Bitte zu erfüllen, einmal eines meiner kleinen Lieder zu komponiren und in eine Ihrer Opern einzulegen. Ich habe hier ein Liedchen, nur vier kleine Verse, thun Sie damit, wie ich schon längst wünschte, und ich verspreche Ihnen, nicht nur mich für bezahlt anzusehen, sondern ich verpflichte mich auch noch, Ihnen in den nächsten vier Wochen täglich hundert Stück Austern umsonst zu liefern.“

Rossini lachte. „So geben Sie Ihr Lied her, ich werde es auf der Stelle komponiren.“

„Madonna!“ rief der Austernhändler, „wie danke ich Dir! Rossini, der Unsterbliche, komponirt mein Lied!“

Er mußte sich setzen, so sehr hatte ihn die plötzliche Erfüllung seines langgehegten Wunsches außer Fassung gebracht.

„So, jetzt ist's fertig!" rief nach wenigen Minuten Rossini. „Wollen Sie es hören?" Damit setzte er sich an's Klavier und sang:

„Ninette, Deine Treue
Ist mir ein sich'res Zeichen,
Daß in Gott Amor's Reichen
Ein Rosengarten blüht."

Diese vier Zeilen variirte der Komponist so vielfach, daß sie sich bandwurmartig gleich einer Arie in die Länge dehnten. Der Austernhändler weinte bei Anhörung seines — seines Liedes Freudenthränen und preßte am Schluß Rossini sprachlos an sein ungestüm pochendes Herz. Dann rief er den Gerichtsboten herein und sagte: „Herr Rossini hat seine Schuld bezahlt."

Zwei Wochen später fand die erste Vorstellung der „Diebischen Elster" statt. Obwohl später von der Kritik wegen ihrer musikalischen Schwächen stark mitgenommen, erzielte diese Oper beim Publikum doch den bedeutendsten Erfolg. Als der berühmte Tenorist David, welcher den jungen Soldaten sang, das von dem Austernhändler gedichtete Lied vortrug, wurden die Beifallsstürme so wüthend, daß er dasselbe dreimal wiederholen mußte.

Tacconi schwamm in einem Wonnemeere. Er versäumte keine Vorstellung der „Gazza ladra" und erfüllte den eingegangenen Austernkontrakt getreulich.

Die Geschichte der Entstehung dieses Liedes wurde später bekannt, und infolge dessen erhielt die Nummer den Spottnamen „Austern-Arie".

[O. v. Moritzdorf.]

Orientalisches Phlegma. — Für die große Rolle, welche in den Lebensgewohnheiten der Türken die Sorge für ihre Bequemlichkeit spielt, ist kaum etwas charakteristischer, als nachfolgendes Geschichtchen. Vor einigen Jahren stürzte in Konstantinopel ein im Bau begriffenes Haus zusammen und begrub unter seinen Trümmern einen großen Theil der dabei beschäftigten Zimmerleute. Alsbald wurden die Rettungsarbeiten in Angriff genommen und ungefähr anderthalb Stunden mit großem Eifer betrieben. Da erscholl auf einem benachbarten Bau das magische Wort: „Paidós!" (Feierabend), und — unglaublich, aber wahr! — die mit den Rettungsarbeiten beschäftigten Leute warfen die Werkzeuge nieder und schickten sich an, nach Hause zu gehen. Glücklicher Weise verstand die Polizei den Unterschied zwischen Lohnarbeit und Menschenpflicht besser, und nöthigte die Arbeiter zur Fortsetzung des Rettungswerkes, das denn auch schließlich von Erfolg gekrönt wurde. Nur wenige Schwerverletzte und ein Todter wurden gefunden, die Uebrigen leicht verletzt und lebend unter den Trümmern hervorgezogen. Sicherlich aber dürfte keiner von ihnen lebend an's Tageslicht gekommen sein, wären ihre Retter nicht gehindert worden, diesmal „Feierabend" zu machen.

[Mn.]

Humoristisches.



Ein kleiner Mangel.

Partikulier: Ich bin eigentlich ganz zufrieden, dieses Haus ist mein Eigenthum, ein Stück Geld liegt im Kasten und ich werde alle Tage dicker. Jetzt fehlt zu meinem Glücke nichts, als daß ich nicht verheirathet wäre.



Unnöthige Mühe.

Therese (ein altes, junges Mädchen mit ihrem Bruder auf einer Gebirgstour): Ach Konrad, wie wunderbar schön, wie romantisch! Hier möcht' ich ewig sitzen bleiben!

Konrad: Mir scheint, das bleibst Du unten auch, zu was da erst die Quälerei des Bergsteigens!

Merkwürdige Eigenschaften der Zahl 37. — Wenn diese merkwürdige Zahl durch eine von den Zahlen der arithmetischen Progession 3, 6, 9, 12, 15, 18, 21, 24, 27 multiplizirt wird, so machen alle Produkte, die daraus entstehen, drei gleiche Ziffern aus, und die Summe ihrer Ziffern ist immer derjenigen Zahl gleich, mit welcher man 37 multiplizirt hat:

37	37	37	37	37	37	37	37	37
3	6	9	12	15	18	21	24	27
111	222	333	444	555	666	777	888	999.

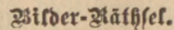
[D. G.]

Die größte Ehre, welche ehemals einem Poeten in Persien widerfahren konnte, war, wenn der Schah ihm in Anwesenheit des ganzen Hofes bei großer Audienz den Mund mit goldenen Münzen füllen ließ.

[K. St.]

Ein „probates" Heilmittel. — Friedrich Wilhelm I. von Preußen ging eines Tages in der Nähe seines Schlosses spazieren, als er zwei Männer bemerkte, die sich vor ihm zu verstecken suchten. Er sandte sogleich den ihn begleitenden Adjutanten nach ihnen, und dieser brachte Beide zum Könige. Es waren zwei Hausirer, die vor Angst am ganzen Körper zitterten. „Warum versteckt ihr euch vor mir?" fuhr sie der König an. — „Ach, Eure Majestät, wir fürchteten uns so sehr!" — „Meine Unterthanen sollen mich nicht fürchten, sie sollen mich lieben!" donnerte der König und bläute den zitternden Hausirern mit seinem spanischen Rohre diesen Grundsatz sofort gehörig ein.

[J. St.]



Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösungen von Nr. 38:

des Bilder-Räthsels: Wenn der Wein eingehet, so gehet die Weisheit aus;

des Logogriphs: Gewicht, —sicht, —dicht, —richt.

Räthsel.

In allen Farben stellt man's her,
Jedweden siehst Du's tragen;
Fehlt ihm das Haupt, wird's nimmer Dir,
Sucht es Dich heim, behagen.
Nimmst noch ein Zeichen vorn Du fort,
Dann berg' es stets nur wahres Wort.

Auflösung folgt in Nr. 40. Emil Noot.

Reise-Räthsel.

Wie muß man reisen, d. h. in welcher Aufeinanderfolge müssen die Städte Englands: Boston, Brighton, Flint, Halifax, Hull, Liverpool, Oxford, Ramsgate, Salisbury, Taunton und Wolverhampton genommen werden, damit die Buchstabenreihe, welche man dadurch erhält, daß man immer den vierten Buchstaben der einzelnen Wörter abzählt, den Namen eines berühmten englischen Afrikareisenden ergibt?

Auflösung folgt in Nr. 40. [Heinrich Vogt.]

Auflösung des Kreuz-Räthsels in Nr. 38:

```
    P M M
    O A A
P O L I Z E I
M A I L A N D
M A Z A R I N
    E N I
    I D N
```


Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.